

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 8

Artikel: Die Mondfinsternis
Autor: Blum, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

besondere Weise an, wurden wir uns plötzlich unserer Kleinheit, unserer Bedeutungslosigkeit bewusst, und da wir in eben jener Stunde zum Lauschenkönnen bereit geworden waren, erinnerten wir uns auch eines Dichterwortes, jenes von Carl Spitteler in seiner «Quittung»:

Nun wollen wir im Namen alles Grossen, alles
Schönen
den langen Hader schlichten und den Groll
versöhnen:

Was tatest du mir nutzlos weh? Sag an!
Genug! Ich weiss, du hast's nicht gern getan.
Gabst mir je ein herzlich Wort zu haben?
Genug! Hab Dank, dich lieb gehabt zu haben!

Das Wort wurde zur Brücke. Die Verbindung wurde wieder möglich, keine Bitterkeit blieb zurück.

Ruth Blum

DIE MONDFINSTERNIS

Am Freitag, dem 30. Januar kam ich abends sehr müde nach Hause. Die Schule hatte mich erschöpft, und zwei Nächte zuvor war ich erst in der Geisterstunde ins Bett gekommen. Ich beabsichtigte darum, mich früh zur Ruhe zu legen, da teilte mir die Mutter — die die Zeitungen wesentlich aufmerksamer als ihre vielbeschäftigte Tochter liest — mit, dass an diesem Abend eine totale Mondfinsternis stattfinde. Und sie schob mir die Freitagzeitung hin, damit ich mich selber überzeugen konnte. Also beschloss ich, den Schlaf zu opfern, um so mehr, als der Vollmond in grosser Herrlichkeit am Himmel stand und seine Verdunkelung schon um 21 Uhr 42 beginnen sollte. Wartend setzte ich mich mit einer Handarbeit an den Stubentisch. Und als die grosse Minute ge-

kommen war, standen wir zwei Frauen mit frischgeputzten Brillen am Fenster und blickten erwartungsvoll zum Himmel empor. Prächtig leuchtete uns die Silberscheibe an, ganz deutlich sah man unregelmässige schwarze Flecken in ihrem Innern. Mit einiger Phantasie konnte man sich bald ein menschliches Angesicht, bald die Figur eines reisigtragenden Mannes im Monde vorstellen. «Jetzt, jetzt», rief ich erfreut, «es fängt an! Siehst du den blauen Saphirstreifen, der von der Peripherie des Mondes nach innen wächst?» — «Nein, ich sehe nichts», erwiderte die Mutter bedächtig, «der Mond bleibt ja immer gleich.» — «Dann taugt deine Brille nichts», erwiderte ich rasch, «ich sehe den Streifen ganz genau. Er wird mählich breiter, strebt langsam der Mitte entgegen. Es ist wunderbar!» — «Wahrhaftig», meinte die Mutter, «du hast recht. Aber fürchterlich langsam geht's.» So war es allerdings, die Verdunkelung schritt nur ganz unmerklich vorwärts, und unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Nach einer guten Viertelstunde hatte der blaue Aussenrand kaum einige Millimeter zugenommen. «Das kann unsinnig lang dauern», brummte ich ärgerlich, «und mir fallen vor Schlaf beinahe die Augen zu.» Nach einer weitem Viertelstunde war die Mondscheibe immer noch gleich gross, und die Mutter stellte energisch die Behauptung auf: «Es ist alles nur ein Fasnachtswitz!» Ihr Misstrauen steckte mich an, und als es halb elf Uhr schlug, ohne dass sich am Himmel oben irgend etwas Phänomenales ereignet hatte, beschlossen wir resigniert, ins Bett zu gehen.

Allein, ich fand den begehrten Schlummer nicht. Vom Bett aus konnte ich zwar den Mond nicht sehen, aber sein helles Licht zeichnete die Spiegelung der Fensterfläche in grosser Klarheit auf den dunklen Bodenteppich. Solange es in voller Grösse am Boden lag, hatte sich auch die Verdunkelung am Himmel oben nicht vollzogen, und ich konnte so ganz bequem vom Bett aus jede Veränderung des Mondes kontrollieren. Und während ich unablässig auf das schief auf den Boden geworfene Fensterbild starrte, gab ich mich allerlei tiefsinnigen Gedanken hin, die sich hauptsächlich um das Problem der poetischen Beziehung des dichterischen Menschen zum Monde drehten. Weil ich mich nun mit bescheidenem Selbstbewusstsein ebenfalls zu dieser merkwürdigen Menschengattung zähle, fing ich gleich beim Esel an und brachte mir alle mondlichen Geschehnisse des eigenen Lebens in Erinnerung: meine fürchterliche Angst vor

dem Monde im frühesten Kindheitsalter sowohl als meine schwärmerische Begeisterung für die alte Luna zur Backfischzeit. Auch gedachte ich mit etlicher Verdrossenheit des Horoskopes, das mir ein astrologiekundiger Freund vor Jahren ausgestellt hatte, worin der Mond eine ziemlich fatale Rolle spielte als ungünstig funktionierendes «weibliches Prinzip», kraft dessen man Schwierigkeiten habe im Verkehr mit dem männlichen Geschlecht und voraussichtlich unvermählt sterben werde. Ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust. Ich verscheuchte aber alle melancholischen Gefühle und lenkte meine Gedanken in bessere Bahnen, indem ich den Esel verabschiedete und Umschau bei den grösseren Geistern der Dichtung hielt, mich fragend, wie diese es mit dem Monde gehalten hatten. Ich rezitierte Klopstocks: «Weile, weile, Gedankenfreund ...» und ein paar Sätze aus Novalis' «Heinrich von Ofterdingen», die mir wörtlich im Gedächtnis hafteten: Abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf dem Lager ...» Aber, was war denn das? Auf einmal sass ich wieder als Sechsunddreissigjährige auf der Schulbank, und vor mir stand, dunkel gekleidet, als strenger Professor jener Jugendfreund, mit dem ich einst als Achtzehnjährige gemeinsam den Vollmond angehimmelt hatte hoch oben auf dem Söller der romantischen Burg Radegg. Aber er blickte mich gar nicht freundschaftlich an, und ringsum sassen andere schwarzfräckige Mannsbilder mit Bärten und Brillen und machten emsige Notizen in kleine Taschenbücher. Hilf Himmel, ich befand mich ja im Lehrerexamen und sollte nun sogleich auf meine literarischen Kenntnisse geprüft werden! Meine Knie schlotterten, während der alte Jugendfreund affektiert begann: «Meine Herren Ephoren! Sintermal und dermaleinst wir das Vergnügen geniessen, eine regelrechte Schriftstellerin unter den diesjährigen Lehramtskandidaten zu wissen, fühlen wir uns moralisch verpflichtet, von besagter Examinandin tiefschürfendere Deutschkenntnisse abzufordern als das normalerweise üblich ist. Die betreffende Kandidatin möge sich anitzo erheben und referieren über das Thema: ‚Das Nächtliche in der deutschen Romantik mit Einschluss der Bedeutung des Mondes als ehewidriges Prinzip im eigenen Leben der Gefragten.‘ — Kandidatin, beginne!» — «Aber Erich, alter Freund», rief ich empört, «du gehst zu weit! Ich verbitte mir alle persönlichen Anspielungen!» — «Was herrscht denn da zwischen Lehrer und Schülerin für ein familiärer

Ton?» fragte ein würdiger Herr mit Glatze und Doppelkinn. «Wieso duzt man sich hier?» — «Das ist äusserst verdächtig», warf ein zweiter Ephorus ein, «und mir scheint geraten, die Prüfung selber zu übernehmen. Zur Erleichterung der Prüflingin wollen wir beim Thema Romantik bleiben, dasselbe aber von einer ganz besonderen Seite streifen. Bekanntlich war Novalis ein grosser Mathematiker. Und von einer Epigonin, die seine Werke teilweise auswendig kann, ist anzunehmen, dass sie diese Neigung des Meisters teilt. Meine erste Aufgabe lautet deshalb: Berechne die Tangenten vom Polarstern zum Monde ...» Vollkommen vernichtet sank ich in die Bank zurück und — erwachte schweissgebadet.

Das Schlafzimmer lag in dichter Dunkelheit. Das helle Viereck auf dem Boden war ausgelöscht. Ich sprang ans Fenster und suchte den Mond. Er war weg, einfach weg. Tiefe Schwärze erfüllte die Nacht. «Nun hat er sich verdunkelt, während ich schlief und vom Examen träumte», dachte ich betrübt, «und ich habe schmählich den Augenblick der eintretenden Verfinsterung verpasst.»

Enttäuscht kroch ich ins Bett zurück und versank sofort in einen tiefen Schlaf, der mich mit keinen weiteren Angstträumen mehr behelligte. Am Samstagmorgen erzählte ich meinen Kollegen das ärgerliche Ereignis. Sie lachten, bis ihnen die Tränen kamen. Der Grund ihrer Heiterkeit war verständlich: ich war mit meiner totalen Mondfinsternis vierundzwanzig Stunden zu spät gewesen, das Ereignis hatte sich schon in der Vornacht eingestellt. «Wieso denn», fragte ich empört, «stand in der Freitagszeitung schwarz auf weiss: ‚Heute totale Mondfinsternis?‘» — «Ganz einfach darum», erklärte man lachend, «weil in Zürich die Zeitung schon am Donnerstagabend erscheint.» — «Aber warum», forschte ich weiter, «war der Mond auf einmal vom Himmel verschwunden?» — «Er war nicht weg, er steckte lediglich hinter einer dicken Wolkenschicht. Merkst du denn nicht, dass das Wetter umgeschlagen hat?»

Daraufhin war allerdings nichts mehr zu bemerken, und mir blieb nichts anderes übrig, als herzlich über meine eigene Dummheit zu lachen, während es unwillkürlich über meine Lippen kam:

«Dinge gehen vor im Mond,
die das Kalb selbst nicht gewohnt.»

Und wen ich mit dem Kalbe meinte, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.